

1 Einleitung

Über Weisheit zu schreiben scheint heutzutage etwas unmodern, ist nicht mehr ganz so en vogue wie zu Sokrates' oder Epikurs Zeiten. Es klingt nach ungetrübter Abgeschlossenheit und behaglichen Müßiggängertum etwas betagter hüft- und fußkranker Gelehrter (was aber wirklich nicht immer stimmen muss), die sich ihrem intellektuellen Steckenpferd widmen. Das Thema wirkt nicht sonderlich jung und kraftgespannt, könnte man wähnen, nicht ausreichend materiell orientiert an einem Nutzen, der sich quantifizieren ließe. Quartalszahlen, harte Fakten, sagten da doch wesentlich mehr. Und in der Tat: eine solche Blickrichtung hätte teils ihre Berechtigung, denn ohne hinreichend genaue Daten lassen sich konkrete Entschlüsse meist kaum fassen. Allerdings, es beschleicht uns hier auch ein ungutes Gefühl, das sich u. a. aus vergangenen krisenhaften Vorgängen speist, und das das kurzfristige Denken selbst als gefährlich ausweist. Denn je nachdem, welchen Gesichtspunkt wir wählten, welche Ziele verfolgt würden, und welchen Zeit-horizont man ansetzte, würden jene Geschäftsberichte auch problematisch, sofern man sich ihnen gänzlich, geradezu bedingungslos auslieferte – also so unweise würde, nicht mehr nach größeren, langfristigeren und prinzipielleren Zusammenhängen zu forschen.¹

Auch wenn eine Metaphysik eventuell doch möglich sein sollte (was, trotz Kant, so sicher nicht ist), wären die Gedanken über den Begriff und den Umriss von „Weisheit“ jedenfalls nicht zu verwechseln mit der ungebührlichen Aushebelung des Primates der Empirie. Es ist damit keine alleinige Wortkramerei gemeint, sondern eine psychologische, praktisch-philosophische, damit aber ferner ebenso epistemisch-semantiche Aufklärung des Begriffes und seines möglichen plausiblen Inhalts. Naturwissenschaften und Technik haben zwar die Menschheit in ambivalentem Sinn durchaus weit gebracht; sie sind jedoch, einschränkend gesagt, beide nicht voraussetzungslos, sondern bedürfen philosophischer Grundlagen z. B. hinsichtlich einer Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie, einer sprachphilosophischen Explikation und Verklarung oder einer Beurteilung bei anzustrebenden Zielen und zu beachtenden Werten und den diesbezüglichen Ethiken. Letztere muten hierbei nicht als reines Luxusproblem teils saturierter, westlicher Gesellschaften an, sondern offenbaren weit in die biologisch-psychologische Tiefe hinein u. U. biophysikalisch-nomologische Funktionsprinzipien. Eine praktisch orientierte Lebensphilosophie, die geradezu eine Mittelstellung zwischen Empirie und einer theoretischen Philosophie einnähme, wäre mithin durchaus sinnvoll – und das wohl insbesondere in unseren Tagen².

¹ Eine Weisheitsforschung also zumindest zu versuchen, die insbesondere bei strategischen Großprojekten anzuraten wäre, um sich nicht in Technologien zu engagieren, die leider à la longue kaum zu empfehlen wären, weil sie z. B. letztlich nicht beherrschbar sind oder den natürlichen Grundlagen zu sehr schaden, daher nie längerfristigen substanziell mehrenden Erfolg haben können. Sich die argumentativ-monetäre „Schwere“ des Wörtchens „können“ hier vorzustellen und danach zu handeln: ja, das wäre schon etwas weiser, meinten wir.

² So z. B., wenn man die nicht zu übersehenden Tendenzen zur planetar verwüstenden und sozial fragwürdigen hyperegoistisch-kurzfristigen Vorteilssuche, die zur politischen Irrationalität und die der zeitintensiven nichtstoffgebundenen Sucht nach elektronisch vermittelten Sozialformen betrachtet.

Das Wort „Weisheit“ scheint nun – allerdings vor allem prima facie – auf als bare Hülse, als wenig bestimmte Variable potentiell diffusen Inhalts – schillernd, unterbestimmt und wie Knetgummi leicht umformbar einsetzbar, etwas als gut oder weniger überzeugend zu bezeichnen. Sozusagen ein nachgerade politischer Begriff: „wunderbar“ auch für vieles weniger Vortreffliche zu verwenden . . . Jedoch hat bereits Platon „Weisheit“ grob in die Sparten der *sophia* (einer spezifischen philosophischen Wahrheit), die der *phrónesis* (ungefähr i. S. einer praktischen Handlungsklugheit) und die der *episteme* (etwa äquivalent des heutigen Begriffes des empirisch-wissenschaftlichen Wissens) unterteilt.³ Aristoteles sah jene am ehesten in einer Wissenschaft von den „ersten Prinzipien und Ursachen“⁴ begründet. Die Idee der Weisheit (um kantisch zu reden) einzuhegen, hieße aber dem widersprechend wahrscheinlich je generell, sie selbst als abschließbare Konzepte aufzuheben, womit jene antiken Formen und Bestimmungsversuche, jenseits der Logik, als zumeist veränderbar zu denkende Hypothesen gesetzt wären – daneben eventuell teils auch als gewissermaßen immerwährendes ontisches Mysterium, dem man vor allem religiös oder lyrisch-musikalisch nahezutreten vermag. Hier käme man mithin ebenso partiell an die Grenzen des Sagbaren, überschritte damit leider fortschreitend auch die des sinnvollen Diskurses – denn müssten wir nicht auf jeden Fall *vernünftig* über den Gehalt eines Wortes nachsinnen können, wenn es uns schließlich etwas Sinnvolles offenbaren soll? (Ein alleiniges „Gefühl von etwas“ genügte wohl kaum). In der Tat scheint der Begriff „Weisheit“ geradezu als etwas kolossal Überzeitliches, Überweltliches auf, was indes eine Täuschung sein könnte: wie wenn eine Ameise an den Wurzeln einer *Sequoia sempervirens* stünde, einer Pflanze, die ausgewachsen hundert und mehr Meter empor ragt und über 2.500 Jahre zu leben vermag.

Wer das vernünftige, faktenbasierte Denken aufgibt, versinkt leider regelhaft nicht im Glück einer tierischen Frohnatur (außer z. B. im ungebremsten Orgasmus oder während des dritten Satzes des Emperor-Konzertes van Beethovens), sondern fällt leichter vielleicht vielfältigen Unklarheiten, Irrtümern und dadurch ggf. unangepassten, suboptimalen Handlungen zum Opfer. Es ist also eine evolutionäre Notwendigkeit, die obwaltet, und keine müßige Laune der Langweile, wenn wir verstehen wollen und urteilen. Denn das sind wir: Homo sapiens, der denkende Mensch, der nur vor allem dadurch bislang überlebte, weil er seine Schwächen mit progressivem Werkzeuggebrauch usw. wett machte und seine Fehler einsehen und korrigieren kann, um immer näher zu dem Besten, Richtigsten, Weisesten zu treten, was er als „Ameise“ dafür hält. Darin existiert die Überzeugung, dass wir vermutlich umso besser leben, je klüger, vernünftiger und weiser wir sind.

Aber würde dies nicht selbst eine gar sehr hoffnungsgeminderte Suche nach Entitäten respektive Einsichten spekulativer Natur anheben lassen, die jeder so oder auch anders für sich gewinnen und verwenden könnte? Am Ende wäre es also u. U. lächerlich, als Sterblicher überhaupt so etwas wie „weise“ sein zu wollen („die größte Narretei von allen!“ wie vielleicht ein Spötter rief) – also mehr zu erkennen zu wünschen in einer

³ Siehe Erler (2007) bzw. für einen ersten Ein- und Überblick Robinson (1990) sowie Osbeck und Robinson (2005).

⁴ Aristoteles, Met. (I. Buch, 982b, S. 21).

transzendierenden Perspektive. Doch (und wieder zum Anfang zurück): Reichen uns ausschließlich Zahlen, Kosten-Nutzen-Erwartungen und direkte materielle Aspekte, d. h., wäre es weise, *nicht* über „Weisheit“ nachzudenken? – Unternehmen wir es also, jene Sequoia als möglichst Ganzes zu erkennen, zu schätzen, zu hüten und uns so zu verhalten, dass ihre Früchte dauerhaft von Nutzen sind. Denn wir dürfen durchaus berechtigt fragen, ob es etwas wie „Weisheit“ gebe und wie ihr Antlitz gestaltet sei, denn wir sind (wie man etwas unklar redet) ebenso spirituell bedürftige Wesen, die nicht nur hier und heute leben. – Wagen wir es mithin, weise zu sein.

Ein begriffliches Problem wird schon hier angerissen, nämlich das, die Handlungsklugheit mit der einer irgendwie garteten Weisheit in eins zu setzen. Eine Abteilung der diesbezüglichen modernen psychologischen Forschung bestimmt schließlich den Begriff der Weisheit als Expertenwissen über die fundamentalen Themen des menschlichen Lebens⁵. Klug zu sein, kann dabei zwar als Forderung wohl weise genannt werden, allerdings könnte „Weisheit“ ein umfangreicheres Konvolut darstellen.⁶ Die Klugheit wäre sozusagen das Kleingeld – Weisheit die großen Scheine (wenn man den hinkenden monetären Vergleich hier überhaupt billigen sollte). Wie Popper vermutlich richtig sagt, gibt es hinsichtlich des erfahrungsgemäßen Wissens jedoch einzig „Sumpfland“⁷: eine sichere empirische Erkenntnis ist nirgends in Sicht, wir schwimmen epistemisch alle im „Meer der Welt“, sind vermutende Experimentatoren, die mittels Versuch und Irrtum bessere Vermutungen (Hypothesen) bilden, um diese wiederum zu prüfen – ad aeternitas, Amen. Und auch eine Transzendentalphilosophie Kant'schen Zuschnittes könnte daran, wenn wir die impliziten Probleme dessen Herangesanges näher betrachten, bislang wohl nichts daran ändern.⁸ Allgemein leiten uns teils unbestimmte Aspekte, kreative Einfälle relativ unklarer Herkunft, plötzliche Eingebungen, daneben ebenso Ideen, bei denen wir aufgerufen sind, sie rigoros auf ihre Stichhaltigkeit zu untersuchen. Etwas also, was wir zu wissen glauben, obwohl man es (noch) gar nicht „wissen kann“, käme deshalb als Aspekt im Begriff der Weisheit wahrscheinlich notwendig vor. Eine Einsicht metakognitiver, indes prinzipiell prüfbarer Natur, die die großen Zusammenhänge vorzeigte und nicht nur die „kleinen“ Details. Das, was wir „Weisheit“ nannten, besäße damit vermutlich auch ein transzendierendes Wesen, gleichsam wie ein anmutiges Einhorn⁹, und wäre nicht nur mit der *phrónesis* und der *episteme* Platons identisch und daneben, leicht einsehbar, auch nicht lediglich als *téchne* (etwa: Verfahren und Methode für jede Form von Tätigkeit) zu verstehen.

⁵ Siehe Baltes und Staudinger (2000).

⁶ Bereits Levenson, Jennings, Aldwin und Shiraishi (2005) haben hierbei die *Selbsttranszendenz* als wesentliche Komponente empirisch wahrscheinlich gemacht (vgl. auch Levenson und Aldwin, 2013, bzw. Aldwin, Igarashi und Levenson (2019) sowie Ardel, 2004).

⁷ Siehe Popper (1934/1984, Abschn. 30, S. 75 f.).

⁸ Siehe unten, Kap. 9.

⁹ Der Mythos dieses Fabelwesens in frühchristlicher Zeit benutzte es als Metapher gewaltiger Kraft und bezog es auf Christus; später wurde es zum Sinnbild der Keuschheit und zum Attribut der Jungfrau Maria (Einhorn, 2007). Das Einhorn symbolisiert dabei also mehr das (semantisch unklare) „Gute“, indiziert mithin nicht nur die Rationalität bzw. Intellektualität u. a. der Klugheit (wie es im Emblem der Eule der Pallas Athene nahegelegt wird) als wesentlich.

Der Begriff der Weisheit sollte deshalb vorzugsweise als etwas Grundlegend(er)es in Ansatz gebracht werden, darin stimmen wir Aristoteles zu, Größeres als unser täglich zu besorgendes kluges Tun und Lassen, Meiden wie Wollen, obschon der Weisheit Anwendung darin einzuwirken vermag (und es auch sollte). Die „Linien der Ewigkeit“, den großen, größten Bogen nicht aus den Augen zu verlieren, das numinos-abstrahierende von unserer Existenz als „Ameise“ – um jene umfassender zu bejahen, richtiger zu steuern und das Leben gesünder weiter zu geben. – Allein solches schon scheint hingegen wieder als willkürliche Setzung.

Es ist daher eine ziemlich merkwürdige Sache mit diesem hier zusammengetragenen Begriffaspektsammelsurium zur „Weisheit“: Anziehend wie ein wohlgestalteter Körper auf die erotische Sinnlichkeit, doch ebenso verschleiert, dass man bestenfalls nur erahnt . . . Wie als gäbe es etwas, was „über die Welt“ hinaus ragt aber doch ein Teil von ihr ist – dessen Erfassen vielleicht möglich, aber dessen Natur wohl logisch willkürlich bliebe. Weisheit als Idee würde so zu einer Art naturalisierten Metaphysik.

Was das Wort „weise“ inhaltlich praktisch sinnvoll bedeuten kann (bzw. vermutlich bedeuten muss), ist somit eigentlich die Frage. Dazu betrachten wir nach einer Darstellung der wichtigsten Theorien und Resultate der rezenten internationalen psychologischen Weisheitsforschung diejenigen Lehren, denen man vermutlich als erstes eine teils ebenso transzendierende Erkenntnis zutrauen können sollte. Denn wen, wenn nicht jene Alten: wen, wenn nicht Epikur, Konfuzius, Lao-tse, Sokrates, Jesus, Kant sollte man sonst heranziehen? Diese außerordentlichen Gestalten sind zumeist die mehr oder weniger ersten, die sich mit der Angelegenheit der Weisheit eingehender beschäftigt haben bzw. als zentrale Figuren in ihrem Feld zu betrachten sind. Doch auch in deren Ländern ist Vorsicht geboten. Allein zu „glauben“ wäre unratsam – es herrscht wohl überall „Sumpfland“. Methodisch werden die Genannten daher mit einer Person und Lehre verglichen, die für manche in der Vergangenheit das Böse schlechthin verkörperte: mit Niccolò Machiavelli und seinem politischen Werk.

Man wird vielleicht fragen, warum der Buddha Siddhartha Gautama¹⁰ (um 560 bis um 480 v. Chr.) nicht prominent beachtet wird und solches u. U. als Makel einschätzen, doch seine Lehre von der Möglichkeit der Beendigung der noch dazu als beklagenswert betrachteten hypothetischen Wiedergeburten erscheint in ihren verschiedenen Aspekten (vor allem denen des *Karma*, des *Samsara* sowie des *Nirwana*) sehr spekulativ. Die Ansicht, dass das Leben (nach den *Vier edlen Wahrheiten*) übermäßig und geradezu ausschließlich Leiden sei – eine Existenz, der man deshalb bereits zu Lebzeiten gewissermaßen „entfliehen“ sollte –, kann auch (siehe z. B. Epikur) kritisiert werden.¹¹ Wie nun durch unser Tun und Lassen Einfluss genommen zu werden vermag auf angenommene weitere reinkarnative Existenzen, bleibt wohl für alle Zeiten ein metaphysisches Rätsel. Eine gewisse geübte Lebensregelung (i. S. des *Edlen Achtfachen Pfades*) scheint zwar vom Grunde her plausibel, wäre aber, was die jeweiligen „rechten Handlungen“ betrifft (wie ähnlich bei anderen Ansichten auch), argumentationslogisch infinit regressiv bzw. dogmatisch. Dass es dabei einen seelisch „erleuchteten“ Zustand der Mitfreude, Liebe und Gleichmut (i. S. der *Brahmavihāras*) gebe, muss nicht prinzipiell in Abrede gestellt werden – er wäre indes als rein „diesseitig“ (ohne karmische Wirkung) zu begreifen. Insgesamt könnte die Lehre des Buddha

¹⁰ Siehe Buddha: Sein Leben und seine Lehre (2007) sowie Siddhartha Gautama, Rd.

¹¹ So z. B. ist von Epikur – allerdings im Sinngehalt verschieden interpretierbar – überliefert: „Ganz klein ist jener, der viele einleuchtende Gründe für sein Ausscheiden aus dem Leben hat.“ (Weisungen, 38, zitiert nach Epikur, Übers. Krautz, S. 87).

daher wohl eher als Versuch gewertet werden, das insbesondere zu seiner Zeit oft reichlich hart strukturierte faktische Dasein der Menschen auf einem teils schwer einseh- und prüfbar(en) Wege lebbar(er) zu gestalten – dies allerdings mit zentral zweifelhaften Hypothesen. Wir sind, wie es den Anschein macht, einfach keine „ontischen Sträflinge“, die auf diesem Planeten gewissermaßen ihre Zeit „absitzen“ und im besten Fall nur hoffen können, niemals wieder zu leben.

Dass hier daneben auch die von Zenon von Kiton (etwa 333 – ca. 261 v. Chr.) begründete Schule der *Stoa*¹² nicht eigens thematisiert wird, liegt teils an ihrem eher abgeleiteten Charakter, ferner am inkonsistenten theoretischen Gesamteindruck, der mit Zügen von ungesund scheinender charakterlicher Erstarrtheit korrespondiert. So stammte der Materialismus der stoischen Philosophen von den Kynikern, die Rede von der Weltvernunft respektive dem Weltgesetz (*lógos*) von Heraklit, ebenso die damit verbundene pantheistische Einschätzung des Werdens.¹³ Allerdings verarbeitete die Stoa die ihr zugeführten Einflüsse auf eigene Art. Das weise Leben wurde von ihren Philosophen – die als naive Realisten das Erkennen selbst noch nicht tiefer hinterfragten – ausschließlich im vernunftgemäßen Leben einer tugendhaften Existenz verortet. Diese „Tugend aber ist Gesetzestreue, Pflichtbewusstsein, Überwindung und Entsagung, ständige Strenge und Härte gegen sich selbst“¹⁴ und beinhaltete die Lust nicht als zentralen Wert wie bei Epikur. In einem relativen Gegensatz zu Kants transzendentalen Ansatz, der an die Stoa erinnert, ist deren Ethik jedoch eine naturalistisch-deterministische Seinsethik, die daneben vor allem die Willensstärke geradezu als Allesüberwinderin von Not in einem Autarkieideal (*autárkeia*) und in einer gesellschaftlichen *Vita activa* wertschätzte. Außerdem sei die *ataraxía*, also die Maßgabe, sich durch nichts erschüttern zu lassen¹⁵, zu fördern – daneben die *apátheia* (Leidenschaftslosigkeit), so dass Affekte usf. in der Regel repressiv zum Schweigen zu bringen wären. Einerseits bejahten die Philosophen der Stoa die innere Freiheit des Willens, andererseits jedoch ebenso eine fatalistische Determiniertheit i. S. v. strikten Naturgesetzen, was sie natürlich (wie ähnlich auch Kant) in große theoretische Schwierigkeiten bringen musste. In diesem Tenor überliefert der späte Stoiker Epiktet: „Du, Zeus, und du mein Schicksal, führet mich dorthin, wo ich nach eurem Rat und Willen stehen soll. Ich folge ohne Zaudern. Wollte ich es nicht, so tät' ich übel dran und müßte endlich doch. [...] Wer der Notwendigkeit sich willig unterwirft, dünkt weise uns und kennt der Götter Walten wohl“¹⁶. Neben der Annahme einer echten Willensfreiheit scheint hierbei vor allem der ontisch eingesetzte fatalistische Determinismus¹⁷ bedenklich, der einer modernen quantenphysikalischen Wahrscheinlichkeitshypothese hinsichtlich des Auftretens von Sachverhalten widerspricht. Was als „Vorsehung“ kausal bestimmt wäre, muss streng betrachtet letztlich oft *unklar* bleiben, bzw. wäre im Lichte der Chaostheorie¹⁸ nicht vorausberechenbar. Schon v. Goethe schreibt hier über die Natur: „Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt; man wirkt *mit* ihr, auch wenn man *gegen* sie wirken will“¹⁹. Alles in allem machen die stoischen Lehren damit den Eindruck eines partiell unprüfbar(en) oder vermutlich nicht hinreichend zutreffenden, respektive eines teils kaum gesundheitlich sinnvollen philosophischen Glaubenssystemes, das insbesondere durch erhöhte charakterliche Rigidität und einer fatalistischen Schicksalsergebenheit (ähnlich wie der Buddhismus) all das real Schreckliche des antiken Lebens besser erträglich gestalten sollte.

Die Abschnitte zu den oben erwähnten, in Betracht zu ziehenden Persönlichkeiten stellen zuerst die jeweiligen Lehren dar und vergleichen sie sodann mit Machiavellis Thesen, indes auch in freien Permutationen jeweils untereinander. Der dahinter stehende Gedanke ist der, der prüfenden methodischen Skepsis, also der, des kartesischen Zweifels – dass mithin eine „Weisheit“, die über die Handlungsklugheit hinaus gehe, gar nicht existiere,

¹² Siehe als kanonische Werke v. Arnim (1964) und Steinmetz (1994); daneben auch Diog. Laert., Bd. 2 (Kap. 7) sowie Forschner (2018).

¹³ Hischberger (1980a, S. 247–275); vgl. Baltzly (2018).

¹⁴ Hischberger (1980a, S. 265).

¹⁵ Siehe z. B. Marc Aurel, SB (IV, 49. und VIII, 5.).

¹⁶ Epiktet, Ethik (Kap. 53, S. 47 f., Absatzformatierungen weggelassen).

¹⁷ Straußmaier (2006, S. 28 f.).

¹⁸ Siehe Argyris, Faust, Haase und Friedrich (2010).

¹⁹ v. Goethe (1782/1949, S. 17, kursiv im Original).

ja die Freiheit des ggf. auch unmoralischen, klugen Handelns ein eigentlich anzustrebendes Optimum darstelle. Die Reihenfolge der spezifischen Werkkapitel (mit Ausnahme des zu Machiavelli, welches wie als schwarzer Hintergrund zuerst erscheinen sollte, um alles aufgelegte „weiße“ zutreffender zu würdigen) ergibt sich dabei einerseits aus der ungefähren Chronologie der Lebensdaten, andererseits werden inhaltliche Aspekte mit herangezogen. So scheint der philosophische Hedonismus Epikurs so grundlegend, um ihn gleich nach Machiavelli als ersten darzustellen und erst danach die chinesischen Autoren, bei denen Konfuzius vor Lao-tse anzuordnen wäre, weil dessen Kritik des konfuzianischen Denkens erst nach einer Wiedergabe desselben sinnvoll ist. Die Stellung des Sokrates wird zudem in seiner Bedeutung einsichtiger, wenn er erst später (mit den dann geübten Vorüberlegungen) behandelt wird, was jedoch auch eine gewisse, vermutlich unausrottbare Willkür der Schätzungen impliziert. – Jedenfalls interessiert uns sehr, was nun wirklich das Beste, Klügste, Weiseste sei und wie die einzelnen Positionen reformuliert werden sollten oder gar abgeändert werden müssten. Kämen wir vermittels der Komparation mit den Herrschaftstechniken Machiavellis nun zu solchen Schlüssen? Oder müssten wir uns eingestehen, dass das alleinige Macht- und Vorteilskalkül nicht alles vorgebe in dieser Hinsicht respektive das, was wir anschließend „Weisheit“ nannten, sogar desavouierte?

Es wird sicherlich wohl eine nicht ganz bequeme Untersuchung werden, die vielfältige – und auch divergente – Aspekte miteinbezieht. Erst zum Schluss versuchen wir daher aus den gemachten Feststellungen die vermuteten Dimensionen, mit und in denen der Begriff der Weisheit überhaupt sich sinnvoll(er) darstellte, auszufalten – respektive eine gewisse heuristisch-pragmatische Schablone zur Hand zu geben, wie bessere, „weisere“ Entscheidungen u. U. getroffen werden könnten.

Nun also zuerst zur modernen internationalen Erforschung des empirischen Konstruktes „Weisheit“, deren Resultate darzustellen sich das folgende Kapitel widmet.

2 Abriss der modernen psychologischen Weisheitsforschung

Etwas empirisch untersuchen zu wollen, dessen allein begrifflichen Umriss verschieden fassbar wären und das man zudem nur reichlich undeutlich erahnt – dessen Vorkommen in der realen Welt noch dazu außerordentlich selten zu sein scheint, ist naturgemäß nicht ganz so leicht, wie etwa die Fallgesetze für nichtrelativistische Newton'sche Körper auf bescheiden-endliche Näherungswerte zu bringen. Vielmehr muss es als wirklich schlecht definiertes Problem anmuten (und eventuell als das am schlechtest bestimmte psychologische Vorhaben überhaupt), was anders gewendet u. U. gerade den Reiz ausmacht, gleichsam als „Sportsman der Weisheit“ (um ein Nietzschewort²⁰ abzuwandeln) sich dieser zu nähern. Sanft strahlende Einhörner sind anscheinend beliebte, attraktive Wesen für einige von uns endlichen, fähigkeitsbeschränkten, bedürftigen und kränklichen Vernunfttieren.

So fehlt bis heute eine allgemein anerkannte psychologische Definition von „Weisheit“.²¹ Eine erste Näherung an das sie hier verbildlichende Fabelwesen nahm allerdings i. S. eines *Implicit-Theoretical Approach*²² die Ermittlung der in ausgewählten Bereichen der Population vorhandenen semantischen Gehalte des entsprechenden Begriffes zum Gegenstand, versuchte also zumindest einzuschätzen, was Menschen sich unter dem Terminus „Weisheit“ konkret vorstellen. Zu beachten ist dabei zweifellos, dass es sich hier nicht um die Untersuchung der entsprechenden validen Sachlagen handelte, sondern lediglich um die der prototypischen *Meinungen* – Interpretationen mithin, d. h. ggf. ebenso kulturell und historisch variablen Vorurteilen und Klischees usw., die vielleicht ein jeder mit dem Zustand des „weise sein“ verbindet. In dieser Hinsicht befragte Sternberg²³ 200 Professoren (Künstler, Philosophen, Physiker und Universitätslehrer ökonomischer Fächer) über die konkreten Charakteristiken eines (1.) ideal weisen, (2.) intelligenten, respektive (3.) kreativen Individuums und benutzte dabei diejenigen konkreten Verhaltensneigungen bezüglich der genannten drei Bereiche, die in einer Vorstudie bei den Probanden als je spezifisch ermittelt worden waren. In ähnlicher Weise bat man Laien hinsichtlich ihrer hypothetischen Vorstellungen zu einer ideal weisen, intelligenten und kreativen Person entsprechende Urteile abzugeben. Folgende Resultate wurden vermerkt:

In each group except philosophy, the highest correlation was between wisdom and intelligence; in philosophy, the highest correlation was between intelligence and creativity. The correlations between wisdom and intelligence ratings ranged from .42 to .78 with a median of .68. For all groups, the lowest correlation was between wisdom and creativity. Correlations between wisdom and creativity ratings ranged from -.24 to .48 with a median of .27. The only negative correlation (-.24) was for ratings of professors of business.²⁴

In einer weiteren Erhebung²⁵ wies Sternberg 40 College Studenten an, drei Sets mit jeweils 40 Handlungstypen in so viele oder wenige Klassen zu ordnen, wie jene es für richtig hielt.

²⁰ Über die klerikalen „sportsmen der ‚Heiligkeit‘“ (Nietzsche, 1887/1968c, III. Abh., § 17.) christlicher Provenienz.

²¹ Ardel, Achenbaum und Oh (2013).

²² Siehe für einen breiteren diesbezüglichen Überblick Bluck und Glück (2005).

²³ Siehe Sternberg (1985, 1990a, 2013).

²⁴ Sternberg (2013, S. 56).

²⁵ Siehe Sternberg (1985, 1990a, 2013).

ten. Er benutzte dabei diejenigen Verhaltensneigungen, die in der zuvor erwähnten Studie Spitzenplätze bei der Einschätzung als weise, intelligent und kreativ erreicht hatten. „For wisdom, six components emerged: *reasoning ability*[²⁶], *sagacity*[²⁷], *learning from ideas and environment*[²⁸], *judgment*[²⁹], *expeditious use of information*[³⁰] and *perspicacity*[³¹].“³²

In einer dritten Untersuchung wurden 50 Erwachsene veranlasst, Beschreibungen imaginärer Personen hinsichtlich deren Intelligenz, Kreativität und Weisheit einzuschätzen, wobei jeweils Korrelationen zwischen den drei Vermögensbereichen berechnet wurden. Weisheit und Intelligenz waren dabei mit $r = .94$ verbunden, Weisheit und Kreativität mit $r = .62$, Intelligenz mit Kreativität schließlich mit $r = .69$.³³ Wie gesagt handelte es sich jedoch nicht um eine Darstellung der tatsächlichen sozusagen ontischen Verhältnisse, sondern lediglich um die subjektiven Ansichten der Probanden, wie hoch die jeweiligen Fähigkeiten miteinander zusammenhingen. Gleichwohl zeigte sich, dass jene impliziten Annahmen auch in wirkliche Urteile einfließen können.

Im Zuge eines *Explicit-Theoretical Approach* wurde andererseits ebenso versucht, fachwissenschaftliche Konstrukte zu vermuteten Qualitäten der „Weisheit“ zu formulieren, wozu teils einige in der Entwicklungspsychologie diskutierten Theorien zu Hilfe genommen worden sind. So vermuteten Forscher, dass das von Piaget³⁴ namhaft gemachte Stadium der *formal-operationalen Stufe* nochmals hin zu einer *post-formalen* Betrachtungsweise überschritten werden könnte. „For example, some authors have argued that wise individuals are those who can think reflectively or dialectically, in the latter case with the individuals’ realizing that truth is not always absolute but rather evolves in an historical context of theses, antitheses, and syntheses.“³⁵ „Dialectical thinking and problem finding could represent distinct post-formal operational stages, or two manifestations of the same post-formal operational stage.“³⁶ Weisheit beinhalte nach dieser Denkrichtung stets

²⁶ Konkrete Beispiele wären: „hat die einzigartige Fähigkeit zur Erfassung eines Problemes oder einer Situation und kann diese lösen“, „hat gute Problemlösefähigkeiten“ oder „hat einen logischen Geist“.

²⁷ Exemplarisch: „nimmt Belange anderer wichtig“, „berücksichtigt Ratschläge“ sowie „verstehet Menschen aufgrund vielfältiger menschlicher Erfahrungen“.

²⁸ Beispielsweise: „ernste Bindung an Ideen (abstrakten Werten)“, „ist scharfsinnig“ respektive „lernt aus den Fehlern anderer“.

²⁹ Zur Illustration: „überschreitet in seinem Handeln seine eigenen physikalischen und intellektuellen Grenzen nicht“, „ist vernünftig“ bzw. „hat ein insgesamt gutes Urteilsvermögen“.

³⁰ Konkret z. B.: „ist erfahren“, „sucht nach Informationen, besonders auch nach Details“ und „hat ein gewisses Lebensalter erreicht, ist gereift oder besitzt lange Erfahrung“.

³¹ Zum Beispiel: „hat Intuition“, „kann Lösungen aufzeigen, die Recht und Wahrheit achten“, „hat den Durchblick durch Verhältnisse bzw. liest zwischen den Zeilen“.

³² Sternberg (2013, S. 56, kursiv im Original).

³³ Sternberg (2013, S. 57); vgl. auch Sternberg (1990a) sowie für einen aktuellen Überblick Lynch und Kaufman (2019).

³⁴ Siehe insbesondere Inhelder und Piaget (1958), allgemeiner Überblick bei Siegler, Eisenberg, DeLoache und Saffran (2016, S. 119 ff.).

³⁵ Sternberg (2013, S. 57); Angabe der einschlägigen Literatur der Autoren siehe dort. Die offenerzige Frage, ob Hegels dialektisches Schema (Hegel, 1807/1988) überhaupt besonders treffend sei, um den Weltlauf o. Ä. zu beschreiben, und solch ein Prozedere nicht oft in wesentlich komplizierteren Modi abliefe, bleibt allerdings weniger befriedigend ausgespart.

³⁶ Sternberg (2013, S. 58) in einer Darstellung der diesbezüglichen Position von Arlin (1990).